

SÜDWESTRUNDFUNK SWR2 AULA – Manuskriptdienst

Bildung adé Bologna und die Folgen

Autorin: Dr. Heike Schmoll *

Redaktion: Ralf Caspary

Sendung: Sonntag, 11. Dezember 2011, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2 Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>

Ansage:

Mit dem Thema: „Bildung adé – Bologna und die Folgen“.

Bologna ist mittlerweile zum Synonym geworden für Niedergang und zugleich Aufstieg der deutschen Universitäten, je nachdem, wie man argumentiert. Die Bologna-Kritiker sprechen vom Ende der traditionellen Hochschule, vom Ende des Humboldtschen Geistes, von Verschulung, Reglementierung, von Schmalspurstudenten, die in erster Linie auf der Jagd sind nach ETCS-Punkten. Die Befürworter wiederum sprechen von effizienten und transparenten Unis, von

verschlankten Studiengängen, die keine verkopften Elfenbeinbewohner hervorbringen, sondern junge arbeitsfähige Menschen.

Unsere Autorin Heike Schmoll gehört eindeutig zu den Kritikern. Die FAZ-Redakteurin mit Schwerpunkt Bildung beschreibt in der SWR2 AULA die Schattenseiten des Bologna-Prozesses.

Heike Schmoll:

In manchen Bundesländern machen fast 50 Prozent eines Altersjahrgangs das Abitur, die meisten von ihnen wollen auch studieren. In diesem Jahr drängen 516.000 Erstsemester an die Hochschulen. Vor vierzig Jahren gab es in der gesamten Bundesrepublik nur 500.000 Studenten. Weil die Wehrpflicht ausgesetzt, die Gymnasialzeit in vielen Bundesländern verkürzt wurde und doppelte Abiturjahrgänge das Gymnasium verlassen, geraten viele Universitäten an ihre Belastungsgrenzen. Kinosäle und Kirchen mussten für Vorlesungen angemietet werden, Seminare auf Abendstunden und Samstage verlegt werden. Labor- und Bibliotheksplätze werden knapp. Manche Studenten schlafen auch zwei Monate nach Semesterbeginn noch auf Matratzenlagern, weil sie kein Zimmer finden konnten, andere zweifeln an sich selbst, weil sie beim Casting der Wohngemeinschaften jedes Mal durchfallen.

Politik und OECD jubeln, dass sich die Studienanfängerzahlen allmählich den volkswirtschaftlich gewünschten Akademikerquoten annähern. Denn Akademiker werden nicht nur seltener arbeitslos, sondern sichern auch ein höheres Steueraufkommen. Wie das Studium an einer Massenuniversität für die Betroffenen eigentlich aussieht, kümmert sie dabei wenig.

Viele Studenten können nicht die Veranstaltungen belegen, die sie wirklich interessieren, sondern wählen pragmatisch irgendein Seminar, das ihnen die nötigen Punkte beschafft, egal bei wem und worüber. Das gilt selbst für Lehramtsstudiengänge. Da stellen sich Studenten morgens um 5 Uhr mit Thermoskanne und Broten gewappnet vor die Universität, um rechtzeitig da zu sein, wenn die Seminaranmeldung für ihre Fächer um 8.00 Uhr öffnet. Nicht wenige müssen immer wieder erleben, dass die ausgewählten Lehrveranstaltungen dann schon belegt waren und nehmen einfach, was übrig bleibt, um den gewünschten Schein zu bekommen. Daran ändert auch die inzwischen übliche Seminaranmeldung im Internet nichts. Der Server bricht spätestens zwanzig Minuten nach der Freischaltung zusammen. Und nicht einmal mehr auf die Website der Universität zu gelangen, ist noch schlimmer, als in einer langen Schlange zu stehen, die irgendwann auch einmal endet und einen selbst an der Reihe sein lässt. War das Studium gerade in den Geisteswissenschaften in den siebziger Jahren von geradezu anarchischer Regellosigkeit geprägt, herrschen nun Überreglementierung und Verschulung vor.

Dabei gehört es zu den durchaus bemerkenswerten deutschen Besonderheiten, dass der Zugang zur Universität absolut demokratisch ist. Die allgemeine Hochschulzugangsberechtigung ist das schulische Zertifikat, das den Zugang eröffnet und bisher weitgehend flächendeckende Eingangsprüfungen verhindert hat.

Die Länder sind deshalb gut beraten, das Abitur nicht weiter zu entwerten, weil sie sich damit finnische oder britische Verhältnisse einhandeln. Sobald bis zu 80 Prozent der Gymnasiasten ein Abitur machen, wird die Studienzulassung umso schärfer reglementiert werden.

Doch warum tun sich so viele Abiturienten solche Strapazen in überfüllten Studiengängen mit nicht immer sicheren Berufsaussichten an? Sind sie karriereorientierter als frühere Generationen? Jedenfalls haben sie größere Ängste, irgendetwas zu verpassen, zu spät zu kommen oder gar zu scheitern. Kaum einer der manchmal erst siebzehn Jahre alten Studenten gesteht sich selbst zu, in einer Sackgasse zu landen, Umwege einzuschlagen, Fehlentscheidungen zu treffen, also eigentlich ganz gewöhnliche Irrwege einer wirklich suchenden Bildungsbiographie zu riskieren. Aber Umwege sind in diesen schnurgeraden Bildungsverläufen nicht mehr vorgesehen. Heutige Studenten sind zielstrebig und setzen sich selbst unter enormen Druck. Sie sind ewig Gehetzte, die weniger zum Nachdenken und Lesen kommen als ihnen gut tut. Die Jagd nach Leistungspunkten, Pflichtveranstaltungen und Einhaltung der Studiendauer hat zu einer Formalisierung geführt, die das Studieren als geistige Lebensform unmöglich macht. Den meisten bleibt keine Zeit nachzudenken, auch einmal die Lehrveranstaltung eines anderen Fachs aufzusuchen, selbständig zu lesen und ihrer Neugierde nachzugehen. Irritationsfreie Studiengänge anzubieten, scheint zum Marktmodell geworden zu sein. Für die Entwicklung von Zivilcourage und eigenständigem Denken sind das keine guten Voraussetzungen. Im Gegenteil: Der Anpassungsdruck, der auf heutigen Studenten und selbst auf ihren Professoren liegt, ist unvorstellbar.

Leiden heutige Studenten darunter eigentlich? Die letzten Shell-Studien sprechen nicht dafür. Sie zeichnen das Bild einer zielstrebigem, karriereorientierten jungen Generation mit großem Interesse an beruflichem Erfolg und einem gelingendem Privatleben.

Bei aller Zielstrebigkeit mag die Universität für manchen auch ein Schutzraum sein – eine verlängerte Schulzeit, die es erlaubt, den Einstieg ins Berufsleben noch ein wenig aufzuschieben. Nicht selten bleiben Studenten heute wieder zuhause wohnen und nehmen auch weite Wege auf sich – und zwar keineswegs nur, um das Geld für teure Studentenbuden zu sparen, sondern um noch nicht ganz verantwortlich zu sein für das eigene Leben. Es ist eine Generation der überbehüteten Kinder, deren Eltern ihnen alle Hürden aus dem Weg geräumt haben. Viele sind wenig konflikterfahren, relativ unselbständig und nehmen ihre Eltern eher in der Rolle des Kumpels als des Erziehers wahr. Den meisten wurde eine Erziehung zuteil, die auf Konfliktvermeidung und Selbstwertförderung der Kinder konzentriert war. Vielen sind konflikthafte Auseinandersetzungen mit Erwachsenen entgangen, die jene innere Reifung hätte voranbringen können, die nötig sind, um mit der inneren und äußeren Wirklichkeit zurechtzukommen. Die Konfliktvermeidungsstrategie vieler Eltern trägt dazu bei, dass ihre Kinder mit Kritik oder gar Niederlagen im Studium nur schwer umgehen können.

Häufig sind die Eltern jetzt dabei, wenn sich die noch nicht einmal unterschiftsberechtigten 17 Jahre jungen Studenten immatrikulieren, sie müssen den Mietvertrag unterschreiben und sie kommen zur zentralen Semesteranfangsfeier. In Freiburg waren allein in diesem Wintersemester über

fünftausend Studenten mit ihren Eltern gekommen, die Veranstaltung musste in mehrere Hörsäle übertragen werden. Die Immatrikulation wird gewissermaßen zum Familienfest, so wie es der Schulanfang schon lang geworden ist. Absurde Züge nimmt die Begleitung durch Eltern an, wenn sie ihre Studentenkinder zur Studienberatung begleiten – in der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze (ZVS) oder auch in den Universitäten. Das alles wäre in den siebziger oder achtziger Jahren völlig undenkbar gewesen.

In Zeiten des Bachelor-Zeitalters und einer Übergangsquote von nahezu fünfzig Prozent an Universitäten oder Fachhochschulen wundert es nicht, dass die Mehrzahl ganz pragmatisch studiert. Viele wollen rasch fertig werden, hegen dabei keine besonderen Interessen und keine wirklich wissenschaftlichen Ambitionen. Es geht ihnen um den Berufsabschluss, den der Bachelor verheißt, in den meisten Fällen aber nicht wirklich bietet. Diese Gruppe wird vermutlich noch am wenigsten unter den Folgen der Massenuniversität und unter der Formalisierung des Studiums durch die Bologna-Reform leiden. Allerdings hat sich auch unter ihnen herumgesprochen, dass ein Master auf dem Arbeitsmarkt weit größere Erfolgchancen hat. Also drängt eine für die Länder überraschende Menge in den Masterstudiengang.

So geht die Rechnung der Finanzminister, durch eine Verkürzung der Studierdauer auf sechs, höchstens acht Semester im Bachelorstudiengang Geld zu sparen, nicht auf. Ganz im Gegenteil: Die Gelder für eine entsprechende Lehrausstattung im Master sind nicht vorhanden. Das Master-Studium ist zugunsten des Bachelor zu kurz gekommen. Und das Masterstudium muss eine weitere Klippe bewältigen: Der Master führt die Bachelorabsolventen verschiedener Studiengänge zusammen. In einem, höchstens zwei Jahren soll es dann eine völlig inhomogene Gruppe mit unterschiedlichen fachlichen Voraussetzungen in einen anspruchsvollen wissenschaftlichen Diskurs bringen.

Universitäten, die wenigstens im Master noch forschungsorientiert und auf anspruchsvollem Niveau arbeiten wollen, haben Aufnahmeprüfungen oder einen Numerus Clausus für Bachelor-Absolventen eingeführt. Allerdings hat wohl kaum jemand daran gedacht, dass ein konsekutives Studium mit zwei Etappen auch zwei Bewerbungsverfahren erfordert. Die Studentensekretariate waren darauf personell nicht vorbereitet, sie sind es zum Teil bis heute nicht. Hinzu kommen die Folgen einer ungeahnten Provinzialisierung der universitären Landschaft seit Einführung der Bologna-Studiengänge: Jede Fakultät an jeder einzelnen Universität hat andere Prüfungsordnungen, ein Wechsel während des Bachelor-Studium selbst innerhalb Deutschlands ist völlig ausgeschlossen. Aus formalen Gründen mussten etwa an der Universität Mainz in diesem Sommer mehrere hundert Bachelorabsolventen abgelehnt werden. Der Grund ist so einfach wie absurd: Sie konnten nur ein vorläufiges Zeugnis vorweisen, das Einzelpunkte aufwies, nicht jedoch die Gesamtpunktezahl ihres Bachelors.

Das ist nur ein Beispiel für die geradezu wahnhafte Formalisierung dieses Studiums, dessen Hauptinhalt die Jagd nach Leistungspunkten geworden zu sein scheint. Sich im Dickicht der Leistungspunkte und deren Gewichtung auszukennen, ist eine eigene Kunst, eine pragmatische, rechnerische. Im Jonglieren mit Leistungspunkten und Modulkombinationen müssen Studenten eine echte Meisterschaft entwickeln. Mit den Disziplinen und Inhalten des Studiums hat sie nichts, aber auch gar nichts zu tun,

lenkt eher davon ab. Neugier oder gar Begeisterung bleiben auf der Strecke. Weder das Fach noch die Fachsystematik werden wirklich verstanden, weil immer nur Bausteine – oft genug zufällige – in Form von Modulen vermittelt werden.

„Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren“, mahnte Wilhelm von Humboldt (Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Werke IV, 257f).

Humboldt und Schleiermacher, die beiden eigentlichen Gründer der Humboldtschen Universität waren diejenigen, die den Studenten Freiheit und Selbstverwaltung geben wollten, während Fichte die Studenten kasernieren und strikt kontrollieren wollte. Schleiermacher war übrigens schon damals realistisch genug festzustellen, dass „viele zur Universität kommen, die eigentlich untauglich sind für die Wissenschaft im höchsten Sinne“ – und dass sie sogar die Mehrheit bilden (Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn (1808), in: ders: Pädagogische Schriften, Ed. Weniger/Schultze, Bd.II, Düsseldorf/München 1957, 100-103). Sie kämen gewissermaßen aus gesellschaftlichen Gründen und das habe man nicht als „Missbrauch oder als eine Verunreinigung rein wissenschaftlicher Anstalten anzusehen“, so der Realist Schleiermacher.

Schon die beiden Gründerväter wiesen der Universität also Aufgaben zu, die keineswegs esoterisch fern von der gesellschaftlichen Erwartung lagen, allerdings verwahrten sie sich ebenso entschieden gegen bloße Nützlichkeitsbetrachtungen. Die Ziele der Gründerväter waren zum einen Bildung durch Wissenschaft und zum anderen die Vorbereitung auf den höheren Staats- oder Kirchendienst. Humboldt und Schleiermacher konnten mit Fichtes „Luftgestalten“ überhaupt nichts anfangen. Sie wenden sich gegen ein spekulatives Verständnis der Philosophie und deren Vorherrschaft. Es sind die einzelnen Fächer, die der Bildung durch Wissenschaft zur Geltung verhelfen und keine Hierarchie der Fächer unter Vorherrschaft der Philosophie. Allerdings wollte Schleiermacher ein Jahr der Philosophie vor den Fachstudien einführen, damit sich die Studenten einen Überblick über alle Disziplinen verschaffen können. Das wird an einigen Universitäten mit einer Art *studium generale* heute vor Beginn des Bachelors wieder versucht.

Doch warum, so wird man fragen müssen, wurde die Schulzeit verkürzt, um dann ein wissenschaftspropädeutisches Jahr an der Universität zu absolvieren? Es wird die Defizite eines Schnelldurchgangs durch die Wissenschaft während der Bachelor-Semester nicht heilen können. Viel zu oft schließt sich das Studium lückenlos an das atemlose achtjährige Gymnasium an. Zehn Jahre nach Einführung der Bologna-Reform zeigt sich der innere Zusammenhang zwischen der Verkürzung der Schul- und Studienzeit noch klarer und erschreckender, ging es doch in beiden Fällen um Einsparungen und Statistikpflege, also um höhere Abiturientenquoten und weniger Studienabbrecher und um erhebliche Einsparungen.

Gelang es im achtjährigen Gymnasium nicht, die Überfülle des Lehrstoffs in der Mittelstufe zu entzerren, kranken die Bologna-Studiengänge an einem ähnlichen Problem. Das Studium ist noch reglementierter als das Gymnasium. Bologna wurde nicht zu einer wirklichen curricularen Reform genutzt. Die Disziplinen wollten

möglichst viel von den früheren Studiengängen in ganz anders aufgebaute Einheiten unterbringen. Auch bei der Überarbeitung der Lehrangebote hat sich daran nichts Wesentliches geändert. Es mag einige Prüfungen weniger geben, aber eine echte Reform des Lehrstoffs hat nicht stattgefunden.

In der vielerorts lustlos betriebenen Konzeption der Module spiegelt sich der Ärger der meisten Professoren über eine von Kontroll- und Steuerungsmechanismen geprägte Reform des Studiums. Nach über zehnjähriger Erfahrung mit der Bologna-Reform haben einige Universitäten versucht, die Formalisierung des Studiums aufzubrechen und den Zeitdruck zu mildern, indem sie das Bachelor-Studium auf acht statt bisher sechs Semester angelegt haben. Die Universität Freiburg versucht, einen Bachelorstudiengang anzubieten, der auch Grundlagen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie vermittelt und einen breiteren Zugang im Sinne der artes liberales oder liberal arts sucht. Andernorts wurde dieser Ansatz, der Auswege aus den Zwängen der Bologna-Reform sucht, schon wieder als das Modell für den umfassenden Dilettanten verlacht. Tausende von Euro für die Verbesserung der Lehre konnten Universitäten dafür bekommen, dass sie die korrekte Antragsprosa beherrschen und viel von Kompetenzorientierung sprachen. Die Didaktisierung der Schule hat also auch Studium und Lehre ergriffen.

Lange genug hat sich außer einigen Verbandsvertretern der Hochschulen niemand für die Einzelheiten der Bologna-Reform interessiert. Die meisten Professoren wurden erst aufgeschreckt, als sie Lehrveranstaltungen nicht mehr zu ihren vertrauten Lieblingszeiten anbieten konnten, sondern Lehrzeiten zugeteilt bekamen und die Organisation des Studiums und ihre Prüfungsverpflichtungen selbst nicht mehr durchschauten.

Hochschullehrer, die am Ende eines Semesters hunderte von mündlichen Prüfungen oder Klausuren abnehmen müssen, verzweifeln an der Aushöhlung ihrer eigenen Ansprüche. Manche helfen sich mit Ankreuztests, die vom Computer korrigiert werden können. Andere versuchen, sich durch Forschungsprofessuren aus der Lehre zu verabschieden – zumindest für begrenzte Zeit. Wer an einem Antrag für die Exzellenzinitiative mitgearbeitet hat, kann sich Chancen für einen längeren Ausstieg aus der Lehre ausrechnen. Denn mit den Geldern für ein Cluster können auch Lehrvertretungen eingekauft werden. Die Studenten haben vom reichen Geldsegen der Exzellenzinitiative am allerwenigsten, sie werden den Lehrstuhlinhaber möglicherweise nicht einmal zu sehen bekommen, weil er forscht. Das ist ihm nicht einmal zu verdenken, lässt doch das professorale Leben des Wissenschaftsmanagers, der fortwährend Gutachten schreibt, Förderanträge formuliert und sich auf Tagungen und Konferenzen in die Diskussion bringt, neben der Lehre kaum noch Zeit für die Forschung.

Die sogenannte Einheit von Forschung und Lehre ist, sollte es sie je gegeben haben, schon längst zerbrochen. Sie gilt inzwischen ohnehin eher als Humboldt-Mythos denn als Realität der Humboldtschen Universität. Der Berliner Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth hat die sogenannte Humboldtsche Universitätsreform zum Jubiläum der heutigen Humboldt-Universität zu Berlin in drei Bänden zur Entwicklung der Disziplinengeschichte an Humboldts und Schleiermachers Texten entmythologisiert. Er hat auch darauf hingewiesen, dass die Forschung schon bei der

Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vor hundert Jahren aus der Universität ausgewandert ist.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ist als Vorläuferin der heutigen Max-Planck-Gesellschaft die Plattform, auf der sich alle außeruniversitären Forschungseinrichtungen entwickelt haben. Und es ist kein Zufall, dass die wenigen Nobelpreisträger, die Deutschland überhaupt hervorbringt, nahezu ausschließlich aus außeruniversitären Forschungseinrichtungen kommen. Denn an außeruniversitären Forschungseinrichtungen wird man als Professor die Fron der Lehre los und kann sich ausschließlich der Forschung widmen und verdient doch mindestens so viel wie an einer Universität.

Das jüngste und absurdeste Beispiel für die Auswanderung der Forschung aus der Wissenschaft hat die neue Berliner Koalition geliefert. Sie hat die Ressorts Wissenschaft und Forschung getrennt. Soll also an Berliner Universitäten in Zukunft keine Forschung mehr stattfinden?

Während die außeruniversitären Forschungseinrichtungen mit einem jährlichen Zuwachs ihrer Mittel von fünf Prozent rechnen können, werden die Universitäten systematisch finanziell ausgetrocknet. Es wird nicht mehr lange dauern, dass einzelne Länder, auch im Süden und Südwesten der Republik, sich nur noch eine geringe Zahl ausreichend finanzierter Volluniversitäten mit einem umfassenden Fächerspektrum leisten können. Die durch den Bund abgewendete Schließung der Medizin in Lübeck war erst der Anfang. Spätestens im Jahre 2017, nach Ende der Exzellenzinitiative, müssen auch renommierte Universitäten um eine ausreichende Grundfinanzierung bangen und möglicherweise auch Studiengebühren nehmen, die ihren Namen verdienen und eher amerikanischen und britischen Summen ähneln.

Dazu kommt, dass die Exzellenzinitiative das Ungleichgewicht zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen innerhalb des Systems nicht repariert. Sie hat vielmehr ein neues Ungleichgewicht zwischen den geförderten und nicht geförderten Fakultäten und Fachbereichen, zwischen Exzellenzuniversitäten mit allen Forschungsmöglichkeiten und solchen, die von der kargen Grundfinanzierung existieren müssen, erzeugt. Dieses Ungleichgewicht bedroht die Universität in ihrem Innersten.

Konstitutiv für Humboldts Universität war der Forschungsimperativ. Nur eine Universität, die wirklich forscht, verdient ihren Namen. Und es ist auch klar, dass Forschung zunächst immer disziplinär ist. Wer in der Forschung etwas geleistet und vorzuweisen hatte, wurde damals nach Berlin berufen. Die Humboldtsche Universität verstand sich nicht als Fortsetzung der Schulzeit.

Humboldt wollte weder die Fachschule, noch die Akademie für esoterische Genießer, noch eine Fachhochschule. Humboldt wollte eine Ausbildungsstätte für den wissenschaftlichen Experten, der Grundprobleme von Staat, Welt und Wirklichkeit forschend beobachtet und analysiert. Er wollte den gebildeten Experten. Das Ziel des universitären Studiums muss der reflektierte Praktiker und der praxisfähige Forscher sein und diese Expertise war bisher nur an der Universität zu bekommen. So sehr

die Forschungseinrichtungen vom Qualifikationsbedarf der Gesellschaft profitieren, so sehr sollte die Gesellschaft auch von der Forschung profitieren.

Der Bezug zur Praxis ist keine Erfindung der Bologna-Reform, sondern gehörte von Anfang an zu Humboldts Universitätsmodell. Im Unterschied zur Akademie, deren einziger Daseinszweck die Forschung ist, steht die Universität „immer in engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates“, so Humboldt (Über die innere und äußere Organisation, Werke, Bd. IV, S.255).

Nicht umsonst war er es, der das Lehrereexamen als Abschluss neben dem schon existierenden juristischen, theologischen und medizinischen Examen einführte. Geforscht wurde gerade an Humboldts Universität nicht im luftleeren Raum, sondern in enger Beziehung auf das praktische Leben. Bildung war für Humboldt keine überhöhte idealistische Angelegenheit, sondern eine „Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten freiesten Wechselwirkung“ (Theorie der Bildung des Menschen, Werke, Bd. I, S. 235). Bildung und Wissenschaft waren also ohne den Bezug zur Praxis und zur Welt nicht denkbar.

Entscheidend war deshalb, dass die Universität keine Institution werden sollte, die Wissen bloß transferiert. Vielmehr ging es von Anfang an darum, Wissen auszuwählen, auf seine Geltung zu prüfen und im Blick auf das Handeln zu reflektieren. Es ist eben nicht die einfache Lösung, das Lernen und Reproduzieren von vorgekauftem Wissen, die eigentlich das Universitätsstudium ausmachen. Insofern ist nichts bedrohlicher für die Universität als die Auswanderung der Forschung in außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Denn damit ist die zweite große Bedrohung der Universität verbunden: ihre Verfachhochschulung.

Viele Professoren verstehen heute nicht mehr, dass sie sich nicht früh genug gegen diese Verfachhochschulung der Universität zur Wehr gesetzt haben. Heute studieren etwa 60 Prozent der Studenten an Universitäten, nur 40 Prozent an Fachhochschulen. Eigentlich war das genau umgekehrt gedacht. 60 Prozent sollten an den Fachhochschulen und nur 40 Prozent an Universitäten studieren. Der Grund für dieses Ungleichgewicht ist in einem Versäumnis der siebziger Jahre zu suchen. In den siebziger Jahren wurde der Ausbau der Fachhochschulen sträflich vernachlässigt. Sie können es sich heute leisten, harte Aufnahmeprüfungen abzunehmen oder den Zugang durch einen Numerus Clausus zu regulieren. Die Ironie der Geschichte: Die abgelehnten Fachhochschulbewerber sitzen dann wiederum an für jedermann zugänglichen Studiengängen der Universitäten, vor allem in den Geisteswissenschaften. Historiker, Germanisten, Sozialwissenschaftler wissen davon ein Lied zu singen. Warum nur entschließen sich die Historiker nicht, ein Latinum einzuführen, um eine Hürde zu schaffen? Zwischen dem großen und dem kleinen wird auf Wunsch der Kultusminister ja schon lange nicht mehr unterschieden. Ist es nicht absurd, dass angehende Forscher Historiker oder Germanisten mittelalterliche Geschichte und Literatur studieren und nicht einmal die dazugehörigen Grundlagentexte im Original lesen können? Sie müssen Sekundärtexten, Übersetzungen, Kommentaren trauen, ein eigenes Urteil werden sie sich nicht erlauben können.

Ist die deutsche Universität in ihrer klassischen Form also an ihr Ende gekommen? Vieles spricht dafür. Die Aushöhlung des Forschungsimperativs durch die Universität

selbst und ihre Unfähigkeit, sich fachbezogen und von innen heraus zu reformieren hat solche Reformen wie Bologna erst möglich gemacht. Bologna wiederum hat insbesondere die Verfachhochschulung der Universität noch zusätzlich verstärkt. So ist es auch nur noch eine Frage der Zeit, dass das letzte Unterscheidungsmerkmal zwischen Universitäten und Fachhochschulen fällt und die Fachhochschulen auch das Promotionsrecht bekommen. Der Wissenschaftsrat hat sich jedenfalls schon auf den Weg dazu gemacht, hat er doch vor kurzem der Zeppelin University in Friedrichshafen und der Hertie-School of Governance in Berlin das Promotionsrecht verliehen.

Niemand wird bestreiten, dass eine moderne Gesellschaft dringend darauf angewiesen ist, neues Wissen zu generieren – und nicht nur altes zu transferieren, jedenfalls nicht in der Universität. Nur dann ist es auch möglich, unterschiedliche Wissensformen zu unterscheiden. Das akademische Wissen unterscheidet sich vom Erfahrungswissen eines klugen Arztes und von der erfahrungspraktischen Expertise eines geübten Handwerkers, in beiden Fällen handelt es sich um kostbares Professionswissen. Es gehört zu den Kehrseiten der steigenden Studentenzahlen, dass andere Wissensformen als die akademischen allzu leichtfertig abgewertet werden. Die Verachtung des Handwerks geht mit dem Lobpreis des Studierens häufig einher und könnte kaum kurzsichtiger sein. Wohin sollen denn die ganzen Geisteswissenschaftler gehen, die heute einen Bachelor oder gar Master machen, während gleichzeitig Fachkräfte fehlen – und zwar hochqualifizierte in der Elektrotechnik und im Maschinenbau. Wissen muss also nicht notwendigerweise wissenschaftliches Wissen sein.

Der gebildete Experte in einem Fach wird sich in fast allen anderen Lebenszusammenhängen als Laie erleben. Aber er wird reflektiert mit den anderen Experten ihres jeweiligen Faches umgehen können. Er wird merken, dass auch die anderen nur mit Wasser kochen, er wird das verbale oder zahlenakrobatische Imponiergehabe eines anderen schneller durchschauen und sich davon nicht blenden lassen. Der gebildete Experte wird ein gerüttelt Maß an falscher Ehrfurcht vor der fachwissenschaftlichen Expertise des Gegenüber verlieren und umso nüchterner mit dem Expertenwissen des anderen umgehen können. Dazu aber muss er eigenständiges Denken und Urteilsfähigkeit gelernt haben und die Fachsystematik seines eigenen Faches so beherrschen, dass der lebenspraktische Bezug immer schon mitgedacht werden kann. Geisteswissenschaftler können sich dann eben nicht damit begnügen, Texte des 18. Jahrhunderts entziffern und verstehen zu können. Aber sie werden möglicherweise durch ihre Interpretation der früheren Texte besser darauf vorbereitet sein, die Zeichen ihrer Umwelt zu entziffern und zu verstehen.

In der Gründungsphase der Humboldtschen Universität im Jahre 1810 galt es gleichzeitig Krisen zu bewältigen und einen Forschungsimperativ freizusetzen. Auch die Bologna-Universität wird ihre Absolventen nur krisentauglich machen, wenn sie der Forschung verpflichtet bleibt und sie nicht aus der Universität auswandern lässt. Und sie wird auch nur dann ihrer Aufgabe der Bildung durch Wissenschaft gerecht, wenn sie das Studium nicht mit der Vermittlung von Wissensaxiomen verwechselt.

Es gibt in der Bologna-Diskussion auch die Tendenz, Humboldt all das zuzurechnen, was man selbst gerne an der Universität hätte. Die Gründerväter der Universität waren nüchtern und sehr pragmatisch. Ihr Ideal des gebildeten Experten bleibt eine

Verpflichtung für die Universität. Denn sie ist die einzige Institution, die ihn sozialisieren kann. Gelingt ihr das nicht, wird es womöglich nur noch gläubige Dilettanten oder falsche Wissenschaftsgläubige geben.

*** Zur Autorin:**

Heike Schmoll studierte Germanistik und Evangelischen Theologie in Heidelberg, Tübingen und München. Während der ersten Semester schrieb sie als freie Mitarbeiterin Konzertkritiken für das „Heidelberger Tageblatt“. Hospitantin in der Kirchenredaktion des Südwest-Fernsehens in Baden-Baden. Seit 1989 arbeitet Heike Schmoll in der Nachrichtenredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Zuständig für Schul- und Hochschulpolitik sowie Fragen der wissenschaftlichen Theologie. Verantwortlich für die Seite „Bildungswelten“, seit März 2008 Korrespondentin in Berlin.